

Der Neujahrsfund

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 52

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 52 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Die beiden Schiffe. Ein Neujahrsgedicht von Ernst Oser.

Vom Wetter gejagt, die Maste zerspellt,
Treibt durch die Brandung ein Schiff.
Nur vom Fanal der Blitze erhellt,
Dräut nah das verderbende Riff.

Die Segel zerfetzt, sein Notruf verhallt,
Das Steuer zerschmettert im Sturm,
Und durch die Nacht, die das Schiff umkrallt,
Kein Licht vom rettenden Turm.

Das Häuflein der Braven durchs Dunkel späht
Am Felsen vorbei nach Land...
Sie wissen: dort dehnt sich, von Winden zermäht,
Der Dünen wogender Sand.

Ein Beben... ein Schrei... Hilf Himmel aus Not!
Die Brandung trägt hart beim Riff,
Als endlich im Dämmer der Morgen loht,
Auf den Sand das geborstene Schiff.

Ein Wrack... Das ist das sterbende Jahr,
An Nöten und Leiden zerschellt,
Gerettet wohl aus höchster Gefahr,
Doch Todwund am Ufer der Welt.

Zerstoben der Sturm... Von drüben jetzt stösst
Ein schlanker Segler vom Strand.
Das Hoffen hat seine Anker gelöst,
Nun zieht es gen fernes Land.

Blau liegt die See und der Himmel lacht weit,
Aufschäumt der Gischt vor dem Bug.
Des Schiffes Fahrt misst keine Zeit,
Nur die Freude schwellt seinen Flug.

Doch in seinen Tiefen lauert das Meer,
Und wird es vom Sturm entfacht,
Aufbränden die Wogen, das Schiff schlägt schwer,
Sich kämpfend durch Grauen und Nacht.

Mit vollen Segeln das junge Jahr
Wagt froh die hoffende Fahrt.
Noch flattern die Wimpel im Frühwind klar,
Wenn heiter der Morgen tagt.

Doch dräut auch ihm das starrende Riff:
Die Not der lastenden Zeit.
Und die Leiden umbrausen das jagende Schiff,
Kein Licht erhellt sein Geleit...

Hilf Herrgott! Weise dem Schiff den Strand,
Wo es sich in Ruhe wiegt,
Wo aus dem Sturm das ersehnte Land
Endlich ihm nahe liegt.

Dem jungen Jahre gib frischen Wind
In seine Segel hinein,
Schenk' ihm einen Himmel, sonnig und lind
Und auch das Geborgensein!

Wohlauf dann, zur Fahrt! Ihr aber gedenkt
Des anderen Schiffes am Strand,
Das in die Dünen der Zeit versenkt
Liegt müd und vergessen am Land.

So lenkt des jungen Jahres Geschick
Mutig durchs Meer der Zeit!
Hinan euer Hoffen, voraus den Blick,
Dann bleibt euch das Glück zum Geleit!

Der Neujahrsvond. Skizze von Emil Hügli.

Ein Mann in den besten Jahren hatte den Silvesterabend mit ein paar Freunden in der gemütlichen Stube eines Gasthauses zugebracht. Man war bei einem trefflichen Trunk vergnügt gewesen, hatte geschätzt und gelacht, auch einige frohe Lieder gesungen und so einer dankbaren Freude darüber Ausdruck gegeben, daß man immer noch gesund und aufrecht mitten im Leben stand.

Als es dann aber elf Uhr geworden war, trugen die beiden verheirateten Herren das Verlangen, nach Hause

zu gehen, weil man im Kreise der Seinen zum Abschied vom alten Jahre noch einmal den Christbaum anzünden, mit der Gattin und den Kindern zusammen sein und ihnen als den ersten beim Eintritt des neuen Jahres von Herzen Glück wünschen und auch von seinen Lieben die ersten Glückwünsche entgegennehmen wollte. Gewiß, man hatte sich ja auch im Freundeskreise bereits zum voraus gratuliert, sich gegenseitig einen guten Uebergang und alles Freundliche zum Jahreswechsel gewünscht. Allein im neuen Jahre sollte

dann doch der erste Händedruck, sollten die ersten Herzenswünsche denen gelten, die einen am nächsten standen.

So hatte man sich zuletzt, wenn auch fröhlich, so doch ziemlich rasch getrennt, und da unser Herr nicht allein zurückbleiben wollte, hatte er das Gasthaus ebenfalls verlassen. Zuerst gedachte er nichts anderes zu tun, als gleich seine Wohnung aufzusuchen, sich zu Bette zu legen und in seinem einsamen Junggesellenzimmer in das neue Jahr „hinüberzuschlafen“. Allein als ihm im Freien die kühle, frische Schneeluft entgegenwehte, besann er sich eines andern, und ob schon es in kleinen, feinen Flöckchen zu schneien begann, beschloß er, noch vor die Stadt hinaus zu gehen, den Weg am Hügelhang emporzuwandern, dann von der Anhöhe über die winterlich verschneite Landschaft zu blicken, dort oben dem Klang der Neujahrglocken zuzuhören und das neue Jahr als ein Einsamer in der Einsamkeit zu begrüßen. In seinem Zimmer würde ihn ja doch niemand empfangen, und so froh im Kreise der Seinen das alte Jahr verabschieden und das neue willkommen heißen, wie seine Freunde — nun, das war ihm halt eben nicht beschieden.

So in Gedanken versunken, durchquerte er einige Gassen und Gäblein und gelangte zum Brunnen am Stadttor, wo er einen Augenblick stehenblieb, den feinen Flodnenfall im Schein der Bogenlampe betrachtend. Als er die Flöckchen auf dem Ärmel seines Mantels näher ansah, gewahrte er, daß sie die zierlichsten Sternchen und Kreuzchen darstellten, zauberhaft glitzernde, anmutige Gebilde, wie sie der vorzüglichste Goldschmied nicht so wunderbar schaffen könnte. Er war entzückt beim Anblick der köstlichen Miniaturfigürchen, und plötzlich erinnerte er sich, daß er auch schon einmal als Bube an solchen Sternflöckchen sich entzückt und daß es die Mutter gewesen war, die ihn an einem Winterabend auf der Heimkehr vom Markte auf die zauberhaften Formen der Flöcklein aufmerksam gemacht hatte, die auf seine Kleider gefallen waren.

Die Mutter, die gute Mutter! Ob sie wohl in ihrer Dorfeinsamkeit ahnte, daß ihr Sohn sich eben jetzt an jenen Abend erinnerte und ihrer gedachte? Und mit aller Deutlichkeit glaubte er, sie in ihrer Stube sitzen zu sehen, halb träumend, still, in sich gefehrt, wie sie immer gewesen, niemals klagend, selbst wenn sie krank und leidend war. Und nun wurde er das Bild der Mutter nicht mehr los. Er hatte ihr ja erst vor zwei Tagen noch geschrieben und ihr einen guten Abschluß des alten Jahres und Gesundheit für das neue Jahr gewünscht; auch ein Geschenk hatte er ihr geschickt, einen neuen warmen Schal, und zudem hatte er ihr versprochen, sie gegen Ende Januar wieder einmal zu besuchen. Nein, er hatte sie nicht vergessen, und doch mußte er sich sagen, daß es nicht die wahren, echten Gedanken der Liebe gewesen seien, die ihn dabei erfüllt hatten, daß er, mitten in all seiner Geschäftigkeit, auch diese Aufmerksamkeiten erledigt hatte wie ein Geschäft.

Hatte nicht einer seiner Freunde erst noch heute abend gesagt: „Ich glaube, erst die Liebe macht das Leben lebenswert“, und der andere hatte gestanden, daß es ihm für das ganze Jahr Angst bereiten würde, wenn er nicht gemeinsam mit den Seinen über die Schwelle des neuen Jahres schreiten könnte; er mußte ja befürchten, daß ein Getrennt-

sein beim Abschied des alten im Laufe des neuen Jahres ein Getrenntsein für immer mit sich bringen könnte.

Als er nun sah, wie die vom Himmel kommenden Winterfloden zerflossen, wenn sie in das Wasser des Brunnens fielen, dachte er: Wie verschwenderisch die Natur doch selbst mit ihren Kostbarkeiten umgeht! Vergänglichkeit, Vergänglichkeit! Das Wort verfolgte ihn wie eine Warnung, und auch der kleine Fluß, der unter der vom Stadttor auf das andere Ufer hinüberführenden Brücke schwarz dahinflöß, rauschte ihm die Melodie der Vergänglichkeit ans Ohr. Ja, wir sollten einander Liebes erweisen, solange wir leben, denn es ist eine kurze Zeit!

Der Gedanke verfolgte ihn fortwährend, und als er dann, auf der Anhöhe angelangt, über die verschneite Stadt schaute und auf einmal die Neujahrglocken machtvoll zu klingen begannen und, immer lauter brausend, das alte Jahr aus- und das neue einläuteten, da war ihm, als sängen die ehernen Stimmen selber das Lied von der Vergänglichkeit des Lebens und vom Glück, das der Mensch suchen soll, indem er andere glücklich macht. Und immer deutlicher und schärfer sah er seine liebe alte Mutter vor sich in ihrem Stübchen, verlassen — verlassen, weil niemand bei ihr war, der ihr die Hand drückte und ihr sagte, daß er sie liebe. Und in der ersten Minute des neuen Jahres faßte der Mann einen guten, schönen Entschluß.

Schon in der Frühe des folgenden Morgens reiste er ab. Um die Mittagszeit kam er in seinem Heimatdorf an. Beim Häuschen der Mutter angelangt, schritt er rasch die hölzerne Treppe empor und klopfte an der Tür der Wohnstube an.

Zu seinem Erstaunen machte ihm die junge Tochter der Leute, die im Erdgeschoß wohnten, auf. Sie grüßte mit einem seltsam klingenden „Gott sei Dank!“ und deutete mit der Hand nach dem Kofen, wo das Bett der Mutter stand. Als diese ihn erkannte, lächelte sie selig und flüsterte mit stoßendem Atem: „Also — bist du — doch — noch — gekommen!“

Bald darauf schloß sie für immer die Augen; aber ein inniges Lächeln der Zufriedenheit und Freude blieb unverändert auf ihren Lippen.

Es gab nachher noch viel zu erzählen zwischen der jungen Tochter, die in den letzten Tagen die Mutter so getreulich gepflegt hatte, und ihm, der eben noch im letzten Augenblick gekommen war, um von der Sterbenden Abschied zu nehmen. Und die Erinnerung an die verstorbene Frau wurde zu einem Bande, das sie bald immer enger zusammenknüpfte. Liebes Gedenken an die Mutter hatte den Sohn noch rechtzeitig an deren Sterbebett geführt, wo er den Weg zu einem freudigern Leben, zu einem Leben der Liebe, fand.

Gottvertrauen.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.